

rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Daniela Dahn

Spitzenzeit

Lebenszeichen aus einem gewesenen Land

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

Inhalt

CHARAKTER-MODELLE

- Wahlbekanntschaften 8
- Lob des Egoismus 12
- Das Geheimabkommen 15
- Der springende Punkt 20
- Das unschlaue Füchslein 23
- Charakter-Modelle 24
- Lieber Michelangelo! 30

DAS BILD VOM BILD

- Das Bild vom Bild 36
- Rösselsprung 44
- Empfindungen projizierende Farbflecken 46
- Im Interesse der Sache 50
- Der Rißschwenk 54
- Die Aufdeckerei 56
- Es muß etwas passieren 58

ANLÄSSLICH DES ANLASSES

- Anläßlich des Anlasses 62
- Prozeßgesteuert 64
- Kein Unterschied 67
- Der Aroma-Rausch 69
- Die Jugend von heute 72

Des Umsturzes verdächtige Personen 74

Kein Wunder 80

Strapezier-Menscher 84

DAS HEUTIG WEIBLICHE

Das Mehrleistungsprinzip 90

Der Stammhalter 94

Das heutig Weibliche 97

Niveaugleich 100

Warum liebst du mich? 102

Spitzenzeit 104

Schaumgespräch 107

AM BRUNNEN VOR DEM TORE

Marxistisches Almenrauschen –

Eine Kur in Bad Elster 110

Nächtlicher Besuch 124

10 min. Berlin 126

Chanukka-Ball 128

Köpenicker Kontraste 132

Am Brunnen vor dem Tore 150

LEBENSZEICHEN

Lebenszeichen

Eine Collage 158

Spätes Nachwort 207

CHARAKTER-MODELLE

Wahlbekanntschaften

Es bekümmert mich immer wieder, daß es so viele Menschen gibt, die ich nicht kenne.

Oft trifft man doch jemanden, zu dem (oder zu der) man sagen möchte: «Sie interessieren mich auf den ersten Blick!» Leider ist so etwas nicht nur unüblich, sondern gilt geradezu als anstößig. Üblich ist vielmehr, daß Kontaktsuchende (und wer ist das nicht?) sich abweisend, eilend und uninteressiert geben. Die meisten blicken gerade dann weg, wenn sie lieber hinsehen möchten. Und besonders die wirklich Einsamen – so scheint mir – verbergen aus Furcht davor, ihr Alleinsein könnte erkannt und daraus auf Minderwertigkeit geschlossen werden, ihr Interesse an einem anderen Menschen. Nur bei eindeutigem Anlaß läßt sich ein Gespräch beginnen; etwa, wenn man gemeinsam im Fahrstuhl steckenbleibt oder einem jemand ohnmächtig in die Arme sinkt – wobei es da auch schon wieder schwierig ist. Und selbst, wenn irgendwo ein paar Worte zustande kommen, verstummt man bald wieder, über sich selbst erschrocken.

Sicherer fühlt man sich zu Hause, in dem kleinen, gewohnten Freundeskreis. Meist sind es nicht Bekannte, die bewußt aus dem großen «Angebot» ausgesucht sind, sondern Kollegen, Sportsfreunde, Nachbarn – also immer durch die Umstände zugewiesene Leute. Mit ihnen ist man von vornherein gemeinsam in etwas verwickelt – was alles erleichtert. Aber das zufällige, passive Moment dieser Verwicklungen zerstört dann meist ihre innere Kraft – was alles erschwert.

Wie oft trifft man sich wirklich?

Dichter und Philosophen haben, in besonderem Maße davon abhängig, viel über die Tiefe menschlicher Beziehungen nachgedacht, etwa Marie von Ebner-Eschenbach: «So reich unser Leben an wohlgenützten Gelegenheiten war, vortrefflichen Menschen nahezustehen, so reich ist es überhaupt gewesen.»

Selbst wenn von einer Adligen empfohlen, müßte das «Wohl-nützen» von Gelegenheiten auch bei uns nicht nur nichts Anstoßiges sein, sondern etwas ganz Normales. Ja eigentlich eine Aufgabe, ein Merkmal sozialistischer Lebensweise (oder Menschengemeinschaft, was fast wieder passender wäre), eine Chance, seinen wie auch immer gearteten Erwartungen an das Leben näher zu kommen.

Nun laufen einem diese «vortrefflichen» Typen nicht gerade haufenweise über den Weg. Deshalb genügt es wohl nicht, sich auf *spontane* Kontakte zu verlassen, sie müßten durch *gezielte* ergänzt werden: Wer hat nicht schon jemanden reden hören (im Fernsehen, auf einer Versammlung, einer Party), von jemandem etwas gelesen (eine Geschichte, einen Lebenslauf, ein Rezept, eine Erfindung) und sich gesagt: den / die möchte ich mal persönlich kennenlernen! Und man interessiert sich gewiß in Unkenntnis, aber getreu der Gleichung von Helvetius: «Der Grad von Geist, der nötig ist, um uns zu gefallen, ist ein ganz genaues Maß des Grades an Geist, den wir haben.»

Bloß, wer traut sich schon, eine solche Bekanntschaft einzuleiten – ungeachtet der möglichen, ja naheliegenden Gefahr, auf wenig Gegeninteresse zu stoßen? Wer stellt seine Eitelkeit gern so auf die Probe?

Tucholsky (gerade er) entscheidet: «Leben ist Aussuchen.» Der Angesprochene hat leider ebenfalls ein Recht darauf. Da muß man durch. Das Außergewöhnliche hat auch seine besonderen Wege.

Wer sich angesichts solch aufmunternder Einschüchterungen weder das spontane noch das gezielte Aussuchen zutraut oder wer dabei nicht erfolgreich genug ist (Untersuchungen wissen von Millionen Einsamen), dem bleibt nur noch das *systematische*

Wohlnützen von Gelegenheiten. Klubs für Alleinstehende, Annoncen, Computer. Mit letzterem tun sich die zuständigen Stellen bei uns reichlich schwer. (Sich Freunde und Partner durch eine Maschine auswählen zu lassen, sei gefühllos, unpersönlich, verfehlt. Die Kehrseite: mehr Menschen allein lassen, ist mindestens ebenso gefühllos.) Wer es für eine zeitgemäße Lösung hält, sollte die Möglichkeit haben, einem zentralen Rechenzentrum ein gutes Dutzend Kriterien zu schicken, nach denen er seine Bekannten ausgewählt haben möchte. Auf Anhieb fällt mir allerlei ein, wonach ich Menschen unterscheiden würde:

ob sie irren, weil sie viel tun oder weil sie wenig tun,
ob sie meinen, daß von zwei Menschen, die immer wieder die gleichen Ansichten haben, einer überflüssig ist,
ob ihnen Zuckerlecken auf die Dauer penetrant wird,
ob sie Erkenntnis als Desillusionierung empfinden oder nicht,
ob sie sich auch gegen die Fruchtbarkeit des Kopfes eine Pille verordnen lassen,
ob sie sich beim Tod von Anarchisten freuen oder ärgern,
ob für sie der Klassenfeind als Summe persönlicher Feinde vorstellbar ist,
ob sie Wachs- oder elektrische Kerzen an den Weihnachtsbaum stecken,
ob sie glauben, daß man mit einem Menschen ein Leben lang glücklich sein kann,
ob sie im Beruf mehr Kraft für die eigentliche Arbeit oder für das Auskommen mit den Kollegen brauchen,
ob sie wissen, was sie wollen und wollen, was sie wissen,
ob sie in der Überzeugung leben, das Jüngste Gericht fände nie, irgendwann oder täglich statt.

Fragen sind gut, wenn man große Lust oder große Unlust hat, sie zu beantworten. Nicht dem Computer natürlich. Hier könnte allein durch den Vergleich der aufgestellten Alternativen entschieden werden, ob sich zwei was zu sagen hätten oder nicht. Nur auf das, was gefragt wird, käme es an.

Möglicherweise würde dieses Ergebnis meinen Erwartungen wiederum nicht entsprechen. Schon weil ja die Fragen im Leben immer vielversprechender sind als die Antworten. Vielleicht ist aus demselben Grund das Kennenlernen meist auch schöner als das Kennen. Vielleicht läuft überhaupt alles richtig, nur die Erwartungen nicht ...

Lob des Egoismus

«Edel sei der Mensch, hilfreich und gut», sagte ich mir, als Frau Möller aus unserem Haus auf der Treppe wieder von ihren nachlassenden Kräften und der Einsamkeit klagte. Ich lud sie kurz entschlossen für jeden Sonntag zum Mittagessen ein. Obwohl das Familienzeremoniell dadurch gestört wurde und die alte Frau sich natürlich weder finanziell noch durch praktische Dienste erkenntlich zeigen konnte, behielt ich diese Gewohnheit ausnahmslos bei – konnte doch so einem hilfsbedürftigen Menschen eine Freude gemacht werden!

Als ich eines Tages krank wurde, mußte ich das Essen zu meinem Bedauern absagen. Um die Mittagszeit wegen eines Telefona-tes zur Nachbarfamilie gerufen, glaubte ich meinen Augen nicht zu trauen: Die Möllern hier am gedeckten Tisch! «Ist das nicht schön, wie Ihr Beispiel Schule macht! Gulasch mit Knödeln – mein Lieblingsessen», begrüßte sie mich. Doch ihr Wohlbehagen, an dem ich sonst meine helle Freude hatte, konnte ich hier – von anderen ausgelöst – nicht ertragen. Es sollte mein Vorrecht sein! Merkwürdig, bis dahin war ich überzeugt, daß es mir einzig und allein um das Wohl der Alten gegangen war.

Mein mir selbst befreindliches Empfinden bei dieser Begeg-nung ließ mich beschämt ahnen: Nichts tut besser als Dankbar-keit, als bewundert und uneingeschränkt verehrt zu werden. Diese Selbstbestätigung scheint das unersättliche Ich zu brauchen, und – was ich nie für möglich gehalten hätte – mein Ich macht da keine Ausnahme. All die Gefälligkeiten und Liebesdienste – nur bitter nötige Gewissenspfästerchen.

Plötzlich bin ich sogar sicher: Die eitelsten und egoistischsten Menschen unter uns sind die selbstlosen Samariter. Fast möchte ich auch sagen, die gemeinsten Menschen. Oder ist es etwa nicht gemein, andere in einem Dauerzustand des Verpflichtetseins zu halten? Sie zu beherrschen, indem man ihnen dient – sie also abhängig macht? Höchste Befriedigung durch Selbstlosigkeit. Glück im Kostüm ungetrübter Eigenliebe.

Ein Vorwurf? Ein Gebot?

Sind mir vielleicht jene lieber, die Genugtuung durch Gängelei, Rücksichtslosigkeit und Herrschsucht erreichen? Also!

Tyrannen, so sollte man meinen, sind im Grunde bedauernswert: Es kann nicht sein, daß sie sich selber lieben. Sonst würden sie sich die Schmach der Verachtung nicht antun, würden sie mehr Rücksicht nehmen auf ihr Ansehen. Sie können sich, unbeliebt wie sie sind, nicht «in ihrem eigenen Wesen sonnen», können nicht glücklich sein. Gern würde ich einen Diktator danach fragen. Aus der Ferne erwecken sie durchaus den Anschein, als sonnten sie sich in ihrem eigenen Glanz. In welchem Licht man sich am schönsten findet, hängt vom Selbstverständnis ab. Das leuchtet ein und leuchtet aus. Also auch Herrschsucht eine Spielart der Selbstsucht? Mag jeder den mittelgroßen Tyrannen in *sich* befragen.

Mir wird langsam klar: Es gibt überhaupt *kein* anderes Motiv als den Egoismus. (Frau Möller wird gerade angeboten, eine Treppe höher vorbeizukommen, dahin, wo es nach Kartoffelpuffern duftet.) Alle Beweggründe der Menschen lassen sich auf Eigennutz reduzieren. Nicht vordergründig natürlich, sondern versteckt, ja verbarrikadiert. Wie etwa bei den doch so edelmüti gen Märtyrern: Wenn es sein muß, opfern sie lieber Kopf und Kragen, als ihr Ich zu verraten. Keine andere Daseinsweise könnte sie dann so stolz, so aufrecht, ja so glücklich machen, wie die physische Selbstzerstörung – ihr einziger Weg, das Ego zu bewahren. Eine respektable, besonders seltene Form der Eigenliebe.

Kaputt gemacht habe ich aus eben diesem Grund zwar nicht

mich selbst, aber mir selbst genug. Doch was ich auch jemals im Leben getan hab – immer läßt sich bei genauem Bedenken ein Punkt finden, von dem ich glaubte oder fühlte, daß er mir irgendwie nützlich sein würde. Warum sonst hätte ich es tun sollen? Offensichtlich bin ich aber nicht egoistisch genug! Sonst wäre ich – zu meinem Vorteil – fleißiger, konsequenter, gütiger, großzügiger, engagierter, aufopferungsvoller, ja uneigennütziger.

Uneigennützigkeit – der beste Eigennutz.

Solche Rechnung geht allerdings da, wo maßgeblich Geld regiert auf dieser Welt, mit Sicherheit nicht auf. Wo maßgeblich Personen regieren, geht sie nicht mit Sicherheit auf. Selbstlos zu sein setzt viel Einsicht voraus, wodurch Seelenfrieden zu finden ist auf Erden. Psychologen waren die christlichen Ethiker allemal. Barmherzige Samariter sind dennoch überall viel zu selten.

Auch bei uns ist wirklich egoistisch zu sein ein hoher Anspruch! Eine Gesellschaft, die Achtung und Bestätigung nur für allen vorteilhaftes Tun verleiht, kann sich egoistische Leute leisten, ja braucht gerade diese im besonderen. Dann endlich darf, muß es zusammenfallen: Individuum sein, sich selbst lieben (das eigentliche Wesen des Menschen), indem man für das Wohl anderer wirkt.

Kurz: Die Eigenschaft, von der unsere Mitmenschen am meisten Gewinn haben, ist, *richtig* egoistisch zu sein.

Die Geschichte mit Frau Möller ist der beste Beweis. Nur noch selten gelingt es mir, sie zu bewirten. Alle im Haus wollen sie mal haben.

Da darf ich nicht egoistisch sein ...

Das Geheimabkommen

Bin ich beunruhigt, weil ich Magenschmerzen habe, oder habe ich Magenschmerzen, weil ich beunruhigt bin?

Es tröstet mich wenig zu wissen, daß sich diese lapidare Frage – im Gegensatz zu den fundamentalen von dem Huhn und dem Ei – spiralenförmig durch die Geschichte der Medizin gebohrt hat: Lange bevor die Heilwirkung von Pflanzen und tierischen Säften bekannt war, haben Medizinhänner und Zauberer durch psychische Einwirkung Kranke geheilt. Der Körper, offensichtlich bestimmt, zugrunde zu gehen, hatte keinen besonderen Wert. Die Seele dagegen, zu ewiger Dauer erkoren, war das, worum zu mühen sich lohnte. Erst in der Renaissance erfuhr der Körper mehr Zuwendung, und in gleichem Maß wurde sie der Seele entzogen. (Die Summe der Bemühungen scheint immer gleich zu bleiben.) Das Maschinenzeitalter der Medizin begann.

Die Ärzte interessierte nur noch, was man unter das Mikroskop legen konnte, was sich wägen, messen, abschneiden ließ, was im Reagenzglas die Farbe wechselte – nicht was im Gesicht des Patienten.

«Das neue Natur-Heilverfahren», der berühmte Bilz von 1889 brachte die bis dahin rein philosophischen Leib-Seele-Spekulationen auf einen verdächtig einfachen medizinischen Nenner:

«Viele Krankheiten lassen sich auf den Gemütszustand der Person zurückführen, manche Leute werden magenkrank, sie brechen fast zusammen und magern in erschreckender Weise ab, weil sie vielleicht ein Kind, einen Freund, Geld und Besitz verloren oder eine andere große Enträuschung gehabt haben. Es ist unum-

gänglich notwendig, den Patienten *verstehen* zu lernen, ehe wir daran denken können, dem Körper eine richtige Behandlung zuteil werden zu lassen. Denn in allen solchen Fällen ist zur Heilung ausschließlich *geistige* Medizin erforderlich.»

Geistige Medizin also. Ist sie rezeptpflichtig oder frei verkäuflich? Schmeckt sie bitter oder süß? Wer verabreicht sie? Die Kunst? Der Pfarrer? Das Plenum? Der Parteisekretär? Der Arzt? Der Psychotherapeut? Die Wirkung kann wohl keiner voraussehen.

Ich mache mir Sorgen, ob alles gut läuft, wie es läuft. Ich habe Magenschmerzen. Ich will *richtige* Medizin. Der Arzt hat es ja gleich empfohlen: EKG, Anästhesietest, Blutgruppe (Ersatzampulle für den Notfall). Beruhigend zu wissen, er ritzt die Bauchdecke nicht auf, ohne vorher die Lunge röntgen zu lassen. Später, bei der Visite, sind die Kurven von Fieber, Puls und regelmäßigem Schiß beredter als Worte. Denn der Mensch ist ein System und das muß vorliegen in Zahlen, Diagrammen und Bildern.

Recht so. Aber ist das der Mensch – eine Anhäufung von Ge- webe, von Organen, Venen, Muskeln und Knochen? Immerhin, der Arzt nimmt die Vorgeschichte einer Krankheit auf, die Anamnese. Das Wort kommt aus dem Griechischen und heißt *Erinnerung*. Der Patient soll wiedergeben, wie und wann es schlecht um ihn stand. Man erwartet Blinddarm, Scharlach, Keuchhusten. Aber der Gefragte erinnert vielleicht ganz andere Krisen: Streit, Krach, Trennung, Staatsanwalt, Parteiverfahren, Todessehnsucht. Was ist die Vorgeschichte einer Krankheit?

Was ist überhaupt Krankheit? Eine ungewöhnlich einleuchtende Gleichung definiert all die Zustände als krankhaft, in denen die Unlustgefühle stärker sind als die der Lust. Egal, ob die Unlust von körperlichen Beschwerden oder von seelischen Spannungen herrührt. Wobei als erwiesen gilt, daß moralische Leiden schwerer auszuhalten sind als körperliche. Deshalb – so bin ich sicher – haben die meisten Menschen irgendwo in ihrem Organismus einen schwachen Punkt, einen *locus minoris resistentiae*, an dem, einem Geheimabkommen zwischen Körper und Seele ge-

horchend, der unerträgliche Erregungsüberschuß in Schmerzen umgewandelt wird. *Normale* Schmerzen – endlich nimmt auch die Umwelt das Leiden ernst, endlich erfährt man wohltuende Fürsorge.

Oh, mein Magen! Die Operation heilt – Gott sei Dank – das Ulkus. Nicht aber mich. Denn schon deuten Herzstiche darauf hin, daß der psychische Streß meinem Körper einen neuen Schwachpunkt abgerungen hat. Vergleichbar dem Kräftespiel eines tätigen Vulkans: Ist der Krater von erkalteter Lava zubetoniert, suchen sich die erneut ausbrechenden heißen Ströme eine andere dünne Stelle, einen Nebenkrater. Daher der kaum *beherzigte* Grundsatz: Man muß nicht Krankheiten behandeln, sondern kranke Menschen.

Bald wechsle ich von der erfolgreichen Betreuung des Internisten zum Kardiologen. Wieder bin ich auf Station. Die Klapptür ist noch nicht hinter mir zugeschlagen, da schlägt schon ein Schild, von ungeschickter Hand beschrieben, auf mein Gemüt:

«Das Benutzen von Kofferfernsehern ist generell untersagt!» Ob man dies nicht von Fall zu Fall klären könnte? Denn beschäftigungs- und erwartungslos dazuliegen, das ist die faßbare Ewigkeit, zerlegbar in die Flecken an der Wand und die Fliegen unter der Lampe. (Nie sitzen alle. Eine bleibt immer übrig, kreist und kreist und wenn sie sich der Lampe zu sehr nähert, stürzen sämtliche dort sitzenden Fliegen auf diese eine. Jetzt verliert man sie im Gewirr aus den Augen. Nach und nach setzen sich die Fliegen – wieder bleibt eine übrig. Man weiß nicht, ob es dieselbe ist und welchen Sinn alles hat.) Vielleicht wäre ein wenig Ablenkung ganz heilsam? Beim Fernsehen Zweifel verdrängen – zu denen man sonst, nah sehend, insichgehend, geradezu gezwungen ist!

Ich werde mir wenigstens eine Leselampe von zu Hause mitbringen lassen! Die Schwester weist stumm auf ein zweites Schild:

«Das Telefonieren der Patienten an den Dienstapparaten ist strengstens untersagt!»

Bitte gern. Aber es gibt ja nur Dienstapparate! Was wäre das für